

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 282.

Samstag, 2. Dezember.

1916.

Und das Glück kam.

Von Elisabeth Fried.

(Nachdruck verboten.)

(11. Fortsetzung.)

„O nein, er hört gar nicht zu. Eben so gut könnte ich den Wänden etwas vorsingen, und das macht natürlich keinen Spaß.“

„Na, du mußt es wissen“, sagte Viktor trocken. Er hatte die letzten Worte gehört, da er unbemerkt eingetreten war. Die beiden am Klavier erschranken wie er-tappte Säulen; aber Alir trogte kampfbereit:

„Du hast es mir oft genug gesagt und kannst dich nicht wundern, wenn ich es dir glaube.“

Abgespannt warf sich Viktor in seinen bequemen Sessel. „Ich möchte nicht streiten“, sagte er müde; „ich habe Pech gehabt, der Mann in Kemel ist mir gestorben“, fügte er, zu Philipp gewandt, erklärend hinzu. Dieser war voll ehrlicher Teilnahme.

„O, das ist mir leid für dich“, sagte er warm, „du glaubtest doch gestern noch —“

„Ja, das Herz hat uns wieder mal einen Streich gespielt. Das hielt ich bei diesem Manne für ausgeschlossen — ein baumlanger Mensch, ein Kerl wie ich und noch gar nicht alt. Aber die Fünziger, das sind böse Jahre, man sieht es immer wieder. Dabei liegen die Verhältnisse so traurig, ich hätte mich gefreut, wenn ich ihn hätte durchlösen können!“

Er fuhr sich mit der schmalen sehnigen Hand über die blasser Stirn, die seltsam weiß gegen das sonnenbrannte Gesicht abtack. „Na“, sagte er, mit einem Versuch, seiner trüben Stimmung Herr zu werden, „das ist nun nicht anders. Sing doch nur weiter“, wandte er sich an Alir, die noch kein Wort gesprochen hatte, „ich kann mich ja in ein anderes Zimmer setzen.“

Die junge Frau sah Philipp an, als ob sie sagen wollte: „Da haben Sie es gehört“, und schloß den Flügel.

„Ob sie gar kein Wort der Teilnahme für ihn hat?“ dachte Philipp Kerber und wartete beinahe angstvoll. Ihm war, als hinge wer weiß wieviel davon für ihn ab, ob sich Alir überwinden könne, den kleinen Groll zu vergessen oder nicht. Sie war hin und her gegangen, hatte die Flügeldecke zurecht gezogen, die Noten weggeräumt und sagte endlich, als sie sich auf ihren Platz am Tisch setzte, ruhig, aber doch mit einem warmen Ton in der Stimme:

„Dürfen wir wissen, inwiefern die Verhältnisse bei den Leuten in Kemel besonders traurig sind?“

„Die Kinder verlieren ihr Heim. Der Vater war Wächter des Gutshofes, und ich glaube nicht, daß viel Vermögen da ist. Die Mutter ist vor einigen Jahren gestorben, und die Älteste — sie ist vielleicht achtzehn oder neunzehn — führte, so gut es ging, die Wirtschaft; die anderen Kinder sind noch jünger, das Kleinste drei Jahre.“

„Und wieviel Kinder sind es im ganzen?“

„Eine ganze Hebe — ich glaube fünf oder sechs.“

„Man müßte sehen, ob sich nichts für sie tun läßt“, schlug Alir vor.

„Dacht' ich's doch!“ rief Viktor. „Willst du dich nicht mit Frau Landrat von Giller in Verbindung

setzen? Es wäre eine gute Gelegenheit, Theater spielen zu lassen, vielleicht könntest du auch etwas singen.“

„Warum nicht?“ entgegnete Alir ruhig. „Es fragt sich nur, ob von wirklicher Not die Rede sein kann.“

„Es wäre mir lieb, wenn du deine Hände von solchen Dingen liehest, du weißt, davon halte ich nichts.“ Viktor sprach sehr gereizt. „Die Verwandten würden sich wahrscheinlich bedanken, die Kinder zum Gegenstand der öffentlichen Wohltätigkeit gemacht zu sehen.“

„Du vergißt, daß der Vorschlag von dir ausging.“

„Na, lassen wir das. Es ist die alte Geschichte, ich weiß recht gut, warum ich nichts zu Hause erzähle.“

„Viktor, werde nicht ungerecht. Deine Frau kann unmöglich wissen, wo es not tut, und wenn du ihren Vorschlag nicht billigst, brauchst du es doch nur zu sagen“, mischte sich jetzt Philipp Kerber in den Streit, dem er mit einem unsäglich peinlichen Gefühl gefolgt war.

„Dieser Junge, das verstehst du nicht. Alir weiß genau, daß ich von der Art von Wohltätigkeit, wie sie hier beliebt ist, nichts halte, und doch kommt sie mir immer wieder damit.“

„Heute hast du aber angefangen.“

„So? Na, wenn du das auch sagst, dann muß ich es glauben. Sie hätte aber merken müssen, daß das nie und nimmer mein Ernst sein konnte.“ Zu Alir gewandt fuhr er fort: „Warte nur, bis ich es dir sage, dann ist immer noch Zeit.“

„Da könnte ich warten bis zum Nimmermehrstag“, antwortete Alir mit zuckenden Lippen. „Ich soll wie ein kleines Kind nur tun, was du gestattest, nur denken, was du mir vorschreibst.“ Große Tränen stürzten aus ihren Augen, und sie verließ rasch das Zimmer.

Einige Augenblicke verharrten die Herren schweigend.

„Na, was sagst du zu dieser Familienszene?“ fragte Dr. von Dille den Freund dann spöttisch.

Dieser zögerte. Es schien ihm nicht der rechte Moment zu sein, um Viktor, übermüdet, wie er ohne Zweifel war, auf die Fehler, die er beging, aufmerksam zu machen. Und doch, wann würde sich eine solche Gelegenheit wieder bieten?

„Du solltest dich mehr schonen, Viktor“, sagte er endlich in so herzlichem Tone, daß jedes Mißverstehen ausgeschlossen war. „Selbst deine Nerven halten ein Leben, wie du es in diesen Tagen geführt hast, nicht aus, und die notwendige Folge ist dann, daß du alles im schwärzesten Lichte siehst. Deine Frau“, fuhr er rascher fort, als Dille etwas sagen wollte, „hat es entschieden gut gemeint mit ihrem Vorschlag, helfen zu wollen, und es hätte nur an dir gelegen, ihr das Richtige zu raten. Du solltest sie überhaupt mehr an deinem Leben teilnehmen lassen, sie führt doch ein recht einsames Dasein hier“, fügte er tapfer hinzu, als Viktor immer noch schwieg.

Er blieb auch noch eine ganze Weile schweigend und sah nachdenklich vor sich hin. Endlich sagte er langsam:

Wie das so anders im Leben kommt, als man denkt! Ich hatte es mir herrlich gedacht, eine Frau zu haben, die sich für meinen Beruf interessierte, mich auf meinen Fahrten begleitete und hilfsreiche Hand anlegte, wo es not tate. Aber im ersten Jahre unserer Ehe war Aliz viel kränzlich, dann wurde der Junge geboren, der ihr ganzes Interesse und ihre Zeit völlig in Anspruch nahm, und nun ist sie beleidigt, daß ich es mir abgewöhnt habe, zu Hause alles zu erzählen, was mir am Herzen liegt.

„Du solltest es jetzt noch einmal versuchen“, sagte Philipp nachdenklich, „du bist immer noch der alte Stilkopf wie in unserer Kinderzeit. Wenn nicht gleich alles ging, wie du wolltest, so warst du außer dir vor Zorn.“

„Na, ein Muster an Sanftmut warst du auch nicht gerade“, sagte Viktor trocken.

„Nein, nein, ich weiß es wohl. Aber da draußen wird einem so manches abgewöhnt, vor allem die Festigkeit, weil man sehr bald sieht, daß man damit nicht weiter kommt. Lange noch einmal von neuem an, du wirst sehen, deine Frau wird es dir danken“, schloß er warm.

„Du hast einen guten Fürsprecher“, rief Dille freundlich Aliz entgegen, als sie wieder eintrat.

„Ja?“ sagte sie erfreut, „das ist nett von Ihnen“, wandte sie sich zu Ferber und reichte ihm die Hand.

„Was habt ihr über mich beschlossen?“

„Beschlissen gar nichts. Du wirst auf die Probe gestellt werden, und wenn du sie bestehst, darfst du als mein Assistent mit über Land fahren, wenn ich zu Entbindungen geholt werde.“

„Aber Viktor!“ riefen die beiden Zuhörer entsetzt aus.

„Oder Kindern den Kopf halten, denen ich einen Bahn ziehen soll —“

„Das wird ja immer schöner“, lachte sie.

„Na, warte nur, du wirst dich noch wundern“, sagte Viktor, aber man merkte ihm an, daß er die beste Absicht hatte, die Ratschläge des Freundes zu befolgen.

Mrs. Henderson genas langsam unter der sorgsamsten Pflege, welche ihr Dr. von Dille und Maria Ferber angedeihen ließen. Der Reverend war selig und wußte nicht, wie er seiner Erkenntlichkeit Ausdruck geben sollte. Viele Tage hatte er gar nicht hoffen können, daß sich die Krankheit seiner Frau zum Guten wenden würde. Nun sie ihm aufs neue geschenkt war, floß sein dankbares Herz über in dem Wunsche, andere und in erster Linie die Menschen, denen er nächst Gott diese glückliche Wendung verdankte, froh zu sehen.

Einmal über das andere lud er Maria ein, nach England zu kommen. Das junge Mädchen lachte dazu und sagte nicht ja und nicht nein. Lust dazu hätte sie schon gehabt, es fragte sich nur, was die Mutter dazu meinte.

Dem Arzt — o, dem wollte Mr. Henderson schon vergelten. Den wollte er rühmen, wohin er auch käme, und kein Engländer sollte mehr nach Schwalbach kommen, der nicht zu ihm ginge.

„Dazu braucht Dr. von Dille den Reverend nicht“, meinte Frau Ferber gelassen, „die gehen jetzt schon alle zu ihm.“

„Na, Mutterchen, es ist doch ganz nett von ihm, daß der sparame Reverend auf diese Weise seine Dankbarkeit abtragen will. Das kostet nichts und macht einen guten Eindruck“, sagte Frieda mit ihrer losen Zunge.

Alle lachten fröhlich auf. Man war wie von einem Bann befreit, daß man überhaupt wieder lachen konnte, zu lachen, nach den Tagen voll banger Sorge, die über dem Haus gelastet hatten. (Fortsetzung folgt.)

Der Wohnsitz Kaiser Karls.

Man schreibt uns aus Wien: Kaiser Karl zieht „in die Burg seiner Väter“, er wird im alten Schloß der Habsburger, mitten unter den Bienen, im Herzen der Stadt wohnen und mit dem jugendlich raschen Temperament, das man in diesen acht Tagen an allen seinen Handlungen angenehm bemerkt hat, wird auch dieser Entschluß rascher, als man denkt, ausgeführt sein, obwohl noch sehr viele Vorbereitungen, zeitgemäße Installationen und hygienische Neuerungen vorzunehmen sind. Kaiser Franz Joseph hat die letzten Jahre seiner Regierung aus Gesundheitsrücksichten ausschließlich in der Part- und Wiesentlust von Schönbrunn verbracht. Schönbrunn, das „Belvedere“ (der Wohnsitz Franz Ferdinands), der „Ballplatz“, auf dem das Ministerium des Äußeren steht, waren europäische Begriffe der Politik und Diplomatie geworden, während die „Hofburg“ seit anderthalb Jahrzehnten nicht mehr im Wörterbuch der Politik stand. Zuletzt hat sie Kaiser Franz Joseph zu öffentlichem Anlaß wohl vor fünf Jahren anlässlich der feierlichen Eröffnung des neu gewählten Parlaments im Hochsommer 1911 betreten. Nun wird der ungeheure Bau neu belegt werden, ein ganzer Stadtteil, ja, eine kleine Stadt für sich, die nebst so und so vielen hundert Wohnzimmern, nicht weniger als zwei Riesensbibliotheken (die Hofbibliothek mit 1 Million Bänden, 27 000 Inkunabeln und die Fideikommissbibliothek mit 17 Sälen) und nicht weniger als zwei Museen umfängt: die Weltreisefammlung Franz Ferdinands und die unermesslich kostbare Schatzkammer. In ihr befindet sich unter anderem die Kaiserkrone, der Reichsapfel und das Reichsschwert des ehemaligen Heiligen römischen Reiches deutscher Nation, der „Florentiner“, der viertgrößte Diamant der Welt, die Schlüssel zu den kaiserlichen und erzherszoglichen Särgen in der Kapuzinergruft, napoleonische Andenken, und die von der Kaiserin Elisabeth bei der ungarischen Krönung getragene Diamantenkrone, deren Wert man auf drei Millionen Kronen schätzt und die wahrscheinlich Kaiserin Rita beim gleichen Akt wieder verwenden wird. Außer den zwei Bibliotheken und den zwei Museen umschließt die Kaiserstadt noch eine Sommer- und eine Winterreitschule, eine Stallung, eine eigene Hofapotheke, ein eigenes Gericht (Oberhofmarschallamt), eine Kirche mit der weltberühmten Hofkapellkapelle, an der im Laufe der Jahrhunderte Mozart als Organist, Gluck als Komponist, Schubert als Sängerknabe, Anton Bruckner als Organist und als Leiter in der Reihe der ganz Großen Don's Richter von 1808—1900 als „Kapellmeister“ gewirkt hat. Diese Fülle von verschiedenartigen Bestimmungen, bei denen die Zeremonienfeste, die Ball- und Redoutenräume, die Fremdenappartements, die Aufenthaltsräume für das Obersthofmeisteramt, das Oberstkämmereramt, das Oberstjägermeisteramt und das Oberstjägermeisteramt noch garnicht aufgezählt sind, gibt einen beiläufigen Begriff von den umfangreichen Dimensionen der Hofburg, die wohl das kolossalste Gebäude Mitteleuropas ist.

Der Kern ist ein fast quadratisches Viereck von vier Palästen, das sich aus dem 14. und 15. Jahrhundert, neun Jahrhunderte alten „Schweizerhof“ mit Graben, Türmen, Gitterfenstern (einst Wohnsitz Kronprinz Rudolfs), dem anschließenden, ganz schmucklosen „Leopoldischen Trakt“ (einst Wohnsitz Kaiserin Elisabeths, künftig Kaiserin Ritas), dem dunklen „Annenstrakt“ und dem hellen, hochfenstrigen, barock gebrachten „Reichs-konzerttrakt“ zusammensetzt, den der große Baukünstler Hildebrandt zur Zeit Karls VI. geschaffen, Franz Joseph II. bewohnt hat, und den nun Karl I. bewohnen wird. An diesen quadratischen Palästern ab: sind Stadt- und ringswärts noch eine Menge von Kolossalgebäuden angebaut oder durch Schwibbogen verbunden, stadtwärts die zwei Riesentrakten der Hofbibliothek, der Redoutensäle, in denen es zur Kongreßzeit hoch herging, die Stallburg, die Hofapotheke und ringwärts der drei Stadthöhe, an die 60 Fenster lange Barockflügel „die neue Hofburg“ (im Stil der Hofmuseen) 1881 nach Gedanken Fischer von Erlachs durch Gottfried Semper entworfen, von Hasenauer begonnen und heute noch im Inneren nicht ganz vollendet, trotzdem Franz Ferdinand in der Absicht, hier einst zu residieren, den Bau möglichst beschleunigt hat. Für die innere Ausschmückung dieser neuen Hofburg hat Franz Ferdinand von Wiener Künstlern, Ludwig Koch, L. B. Eichhorn, Karl Friedrich Gurl, Karl Pippich einige Monumentalgemälde bestellt, die Szenen aus der habsburgischen Geschichte leider mehr großflächig als großartig darstellen. Ein Teil dieses Platzes beherbergt die sog. Titentischen Sammlungen, das kulturhistorische und naturhistorische



Darum werd' ich'sch das Leid, daß der Mensch schätze das Glück und erkenne, wer wahrhaft ihn liebt. Hans Gassen.

Museum, das Franz Ferdinand von seiner Reise um die Welt aus Indien, Java, Persien mitgebracht und hier in 23 Riesensälen aufgestellt hat. Im Oberstod ist die Fideikommissbibliothek untergebracht, die u. a. eine einzigartige Sammlung von Porträtisten aller Zeiten und aller Länder und eine interessante Sammlung der Huldigungsadressen an Kaiser Franz Joseph enthält. Stadtwärts aber an die „Alte Burg“ anschließend liegen die, freilich noch nicht eingerichteten Wohngebäude, die Kaiser Karl und Kaiserin Rita nach dem Provisorium in der alten Burg künftighin dauernd bewohnen werden. Aug in Aug mit dem „Heldenplatz“, den Standbildern Pejač Eugeus und Karl von Aspern, dem Parlament, dem Rathaus und dem Kranz der Berge und Weingelände um Wien, die der Naturfuss des Kaiserpaars so sehr liebt.

22 = Bunte Welt. = 22

Aus der Kriegszeit.

Feldgrauen Solapik. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Der „Eckig“, der aus der Heimat in die Front kommt und dort das vielgestaltige Leben und Treiben des Feldheeres kennen lernt, hat es nicht leicht, sich in die „Geheimnisse“ hineinzufinden, die ihn sofort umgeben, denn das Leben im Graben stellt sich dem doch gewaltig anders dar als das in der Garnison. Allein schon die Soldatensprache, die der große Krieg geboren hat, bereitet ungeahnte Schwierigkeiten. Und so viel darüber auch schon geschrieben sein mag, immer wieder tauchen Neuschöpfungen auf, die von dem Humor unserer Feldgrauen ein bereitetes Zeugnis ablegen. Der Umlauber, der „zur Wiederherstellung der Gesundheit“ (z. B. f. G. heißt es auf seinem Schein) in die Heimat reist, teilt den Ahnungslosen daheim ganz ernsthaft mit, die Buchstaben besagten „zur Wonne der Gattin“. Auch muß er zum „Schnauzenmonteur“ oder zum „Gebißklemmpner“, um sich sein Gebiß nachsehen zu lassen. Da er aber die „Hobelspäne“ (die Unteroffizierstreffen) bekommen hat, nimmt er Veranlassung, mit guten Freunden „das Gewehr über zu nehmen“ (eins zu trinken), und wenn er dabei auch „durch das Scherenferntrohr sehen“ muß (d. h. aus der Flasche trinken). Wer lange im „Heldenkeller“ (im Unterstand) haufen mußte, wird sich in der Heimat nun „aalen“ (sich wohl fühlen), denn die „Luft ist dort nicht so eisenhaltig“. Die „Tulpe“ (der Helm) wird natürlich in die Ecke gestellt, das „Korsett mit dem Büchsenöffner“ (Koppel mit Seitengewehr) an den Nagel gehängt. Das weiche Daunenhut ladet zum „Kloffen“ (schlafen) ein, und er fühlt sich wohl, selbst wenn er an „Brustbeutel-schwindfucht“ (Geldnot) leidet. Gute Freunde haben für ihn immer eine Zigarre bereit, die gut schmeckt, auch wenn sie eine Marke Sandgrauke (anzünden und wegwerfen) oder Marke Gasangriff sein sollte. Schließlich genügt ja auch die „Soldatenschokolade“ (der Kautabak). Einem Kameraden, seines Zeichens „Bauwauksentnant“ (Sanitätshundführer), erzählt er, daß er von der „Dünnpfiffkanone“ (dem Maschinengewehr) zu den „Marmeladenwerfern“ (MW = Minenwerfer) versetzt worden ist. Gegen Mittag sagt er zu seiner Frau: „Kann ich das Schanzzeug (das Erbested) schon herholen? Ich habe mächtigen Rohldampf (Hunger), denn zum Frühstück gab es nur Brot mit „Kornmischbeutschminke“ (Marmelade). Da aber das Fleisch auf Umlaub ist (es gibt an diesem Tage keins), so muß er sich mit „Widalgamaschen“ (Nudeln) behelfen, und zum Schluß gibt es noch „Negerschweiß“ (Kaffee). Dann wird die Zeitung geholt, damit er die Schilderungen der „Papiergenerale“ (der Kriegsbereichterstatter) studieren kann. Aber auch die schönste Zeit geht vorüber, und schließlich kommt der Tag, wo er wieder „abhuen“ (weggehen) muß. „Run geht's wieder ran an den „Damenfleier“ (Drahtverhau)! — Wer freut sich nicht mit an der Sprache unserer Feldgrauen, einer Sprache, deren Reichtum ins Groteske geht. (Zens. Wln.)

Das Theaterwesen in Bulgarien. Das im Kampf erprobte Bündnis mit Bulgarien bringt uns diesen jüngsten und kräftigsten der Balkanstaaten auch kulturell nahe, und das in dieser Beziehung bereits von den Bulgaren Erreichte ist um so höher zu bewerten, als ja die politische und kulturelle Selbstständigkeit des Landes noch nicht einmal volle 40 Jahre alt ist. Trotz dieser kurzen Zeitspanne können die Bulgaren auch auf geistigem Gebiete auf eine gesunde und außerordentlich schnelle Höherentwicklung zurückblicken. Dies erkennt man z. B. deutlich bei Betrachtung der jungen bulgari-

schen Theatergeschichte, über die B. Spetter im nächsten Heft der bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erscheinenden Zeitschrift „Über Land und Meer“ fundige Mitteilung macht. Das erste bulgarische Drama entstand noch vor dem Beginn jeglichen bulgarischen Theaterwesens, noch vor dem Befreiungskriege, im Jahre 1872. Schon aus seinem Titel „Iwanos, der Mörder Jar Assens I.“, ist die revolutionäre Leidenschaft des damals der Befreiung entgegengehenden Volkes zu erkennen. Der Verfasser Wasil Drumeff und sein Zeitgenosse Alexander Bojnloff, deren Werke fast ausschließlich kriegerischer Natur waren, mußten sich in Ermangelung eines Theaters noch mit Vorlesungen begnügen. Die erste Theatergemeinschaft, eine Wanderbühne, wurde vier Jahre nach der Befreiung — 1882 — aus Volksschullehrern und anderen Theaterdilettanten gebildet, um durch die Bühnenkunst dem nationalen Streben zu dienen. Aus diesem geringen Anfang entwickelten sich schnell sehr beachtenswerte Schauspielervereinigungen, deren Mitglieder zum größten Teile in Deutschland lernten, und heute bestehen neben dem Nationaltheater in Sofia eine verhältnismäßig große Zahl anderer Bühnen, da jede größere bulgarische Provinzstadt den Besitz eines eigenen Theaters erstrebt. Das Nationaltheater in Sofia selbst stammt aus dem Jahre 1907, und ist ein staatliches Unternehmen. Die bulgarischen Bühnen sind vor allem auf die Förderung der heimischen Kunst bedacht, pflegen daneben aber auch die künstlerisch wertvolle ausländische Theaterliteratur, und während anfangs Übersetzungen russischer und französischer Stücke bevorzugt waren, meht sich seit vielen Jahren das Interesse für deutsche Stücke. So gibt es neben den Klassikern wie Goethes „Faust“ und Grillparzers „Sappho“ auch bulgarische Übersetzungen moderner deutscher Stücke wie Sudermanns „Ehre“, Halbes „Jugend“, und besonders beliebt sind die Stücke Gerhart Hauptmanns, unter denen „Fuhrmann Henschel“, „Der Biberpelz“ und „Die Weber“ sich besonderer Beliebtheit erfreuen. Unter den bulgarischen Dramatikern der Gegenwart nimmt der auch als Dichter und Erzähler bedeutende, 1899 geborene Iwan Waskoff die führende Stellung ein. Sein berühmtestes Stück betitelt sich „Zum Abgrund“, es spielt in der Mitte des 14. Jahrhunderts und hat stark geprägten patriotischen Charakter. Dieser Charakter ist auch den Dramen anderer bulgarischer Autoren, wie dem „Kirchenbau“ Petko Todoroff und dem „Alten Krieger“ von Kirill Christoff zu eigen. Auch die bulgarische Oper hat sich schnell zu bemerkenswerter Höhe entwickelt, wobei zu beachten ist, daß der grundlegende Opernverein erst im Jahre 1908 von dem kürzlich verstorbenen bulgarischen Opernsänger Michailoff Stohan in Gemeinschaft mit dem heutigen Leiter der bulgarischen Oper, Kasakoff, gegründet wurde. Die ersten Versuche hatten gleich großen Erfolg, und von 1913 ab wurden im Sofianer Nationaltheater regelmäßige Opernvorstellungen gegeben, und knapp vor der durch den Kriegsausbruch und die Einberufung des technischen Personals herbeigeführten Schließung des Theaters waren Wiedergaben von „Lohengrin“ und „Freischütz“ in bulgarischer Übersetzung beabsichtigt. Die bedeutendsten bulgarischen Opernkomponisten sind J. D. Iwanoff und D. G. Georgieff sowie G. Atanasoff, dessen Oper aus dem bulgarischen Befreiungsleben „Bortslam“ am bekanntesten ist. Da sehr bald eine Anzahl bulgarischer Schauspieler und Komponisten unter Leitung des gegenwärtigen Direktors des Sofianer Nationaltheaters eine Gastspielreise nach Deutschland unternehmen sollen, wird das deutsche Publikum nicht mehr zum ersten Mal Gelegenheit haben, die junge bulgarische Bühnenkunst aus eigener Betrachtung zu beurteilen.

Die französischen Munitionsarbeiterinnen im zweiten Kriegsjahr. Gerade zurzeit der Einführung der deutschen Zivildienstpflicht ist es interessant zu erfahren, in welcher Weise der Mangel an Arbeitskräften und rechtzeitiger Organisation sich in der französischen Kriegsindustrie fühlbar gemacht hat. Während die arbeitende deutsche Bevölkerung bisher ohne besondere Heranziehung die notwendigen Materialien herzustellen vermochte und erst jetzt die Organisation der Zivildienstpflicht zweckentsprechend erscheint, wurden in Frankreich infolge der dünneren Bevölkerung die einzelnen Arbeitskräfte, besonders die weibliche, in mehr als zutraglicher Weise angestrengt. Dies vermag selbst ein Mitarbeiter des „Daily Chronicle“, der seinem Blatt aus Paris eine Betrachtung der Munitionsfrauenarbeit in Frankreich sendet, trotz allen begrifflichen Bemühens der Schönschreiberin nicht zu leugnen: „Der Typus der Pariser „Midi-nette“, der fröhlichen, reizvollen, gefunden jungen Pariser Arbeiterin, ist

fast ganz vom Schauplatz verschwunden. Die Arbeitskräfte, die man heute in den Werkstätten, besonders in den Munitionsfabriken sieht, fallen dadurch auf, daß sie entweder außerordentlich jung meist unter 15, oder verhältnismäßig alt sind, bleich und von gebrechlichem Aussehen. Gewiß gibt es noch manche Erinnerungen an die Kräftigkeit der Minette, manchen Scherz und gute Laune, doch im allgemeinen wäre es falsch, die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen. Bei meinen Besuchen in Pariser Kriegswerkstätten konnte ich während der Mittagspause feststellen, welche Anstrengungen von den Frauen und Mädchen gefordert werden müssen. Ich sah sie in einem Zustand, in dem vor Müdigkeit jeder Knochen und jeder Muskel schmerzt, und wenn sie nach Hause gingen, sahen sie so völlig erschöpft aus, als hätten sie nicht einmal Lust zum Essen, sondern wollten nur umsinken und schlafen, ungestört schlafen. Das Herz blutet einen, wenn man sieht, wie das Leben von Geschöpfen, die der Welt neues Leben geben sollten, sich der Zerstörung überliefern muß. Dies gilt auch von denen, die bereits Mütter sind und die nicht für ihre Kleinen sorgen können, da es fast niemals in der Nähe der Kriegswerkstätten Kinderkrippen oder dergl. gibt. Und da Frankreich so sehr des Nachwuchses bedarf, fragt man sich, warum es so wenig tut, die Lebenden kräftig und gesund zu erhalten. Auch stehen die Löhne und die teilweise unerhörten Lebensmittelpreise in keinem Verhältnis, da 5 Franken den äußersten Höchstlohn für den Tag darstellen. Die Möglichkeit, das Eintreten solcher Zustände abzuwenden, wird am besten durch die Zivildienstpflicht gegeben, die es bei uns rechtzeitig übernimmt, die unbedingt notwendige Arbeit so gleichmäßig wie möglich auf die Schultern aller zu verteilen, so daß keine Bevölkerungskategorie einseitig durch Überanstrengung bedroht wird.

Die Drüdeberger des trojanischen Krieges. Daß das Drüdebergerunwesen in Frankreich trotz aller Gegenmaßnahmen noch immer in Blüte steht und die verschiedensten Anzeigen und Zuschriften es unmöglich machen, diese Tatsache abzuleugnen, sind die französischen Blätter seit einiger Zeit eifrig bemüht, an der Hand historischer Beispiele den Nachweis dafür zu erbringen, daß ein Krieg ohne die allerdings betrübliche Nebenerscheinung von Drüdebergern unmöglich sei und daß darum der Opfermut Frankreichs nicht dadurch geschmälert werden könne, daß es auch Franzosen gibt, die dem Kriegsdienst zu entweichen suchen. Um dies auf das schlagendste zu beweisen, greift das „Journal des Débats“ bis zur Ilias des Homer zurück, und so finden wir einen zumindest höchst originellen Artikel unter der einigermaßen verblüffenden Überschrift: „Die Drüdeberger des trojanischen Krieges.“ Als der trojanische Krieg ausbrach, so beginnt das Blatt, war Odysseus erst seit kurzer Zeit verheiratet. Darum war er begreiflicherweise über den an ihn und die anderen Könige ausgegebenen Mobilisationsbefehl nichts weniger als begeistert, da es ihm ziemlich gleichgültig schien, daß dem Menelaus seine Frau durchgebrannt sei. Sollte er aus diesem Grunde seine Penelope verlassen? Daher sann Odysseus auf ein Mittel, wie er sich am besten straflos drücken könnte. Er gab sich also als wahnsinnig aus und pflegte zu diesem Zweck den Meeresstrand, indem er delahauptete, er wolle eine Salzpflanzung anlegen. Aber Palamedes, ein kriegsbegeisterter Mann, war noch schlauer. Er legte nämlich Odysseus kleinen Sohn Telemach vor den Pfug nieder, und Odysseus hielt das Gespann an, um seinen Sohn nicht zu überfahren. Hierdurch hatte er aber zu erkennen gegeben, daß er nicht wirklich wahnsinnig sei, und so mußte er doch in den Krieg ziehen. Auch auf Seite der Trojaner gab es berühmte Persönlichkeiten, die sich als Drüdeberger Leinahmen. So zog sich Helenus, wütend, daß er nicht selbst Helena zur Gattin hatte bekommen können, auf den Berg Ida zurück, um dem Bestimmungsbefehl nicht Folge leisten zu müssen. Aber Odysseus, der, da ihm selbst das Drüden mißlungen war, einem anderen nicht einen solchen Erfolg gönnen wollte, nahm Helenus gefangen. Auch das Benehmen des Paris war nichts weniger als einwandfrei. So wie er Menelaus an der Spitze der Feinde erblickt hatte, suchte er sich in der trojanischen Volksmenge zu verbergen. Schließlich kam auch Achilles nicht ohne Tadel aus. Zwar fürchtete er nicht den Tod, aber er ließ sich durch die Frauen in sträflicher Weise den Kopf verbrehen. Man weiß, daß er sein Best nicht verlassen wollte, da man ihm die beliebte Sklavin Briseis weggeführt hatte. Nachher kämpfte er zwar wieder, aber nur aus privaten Gründen: nämlich um den Tod seines Freundes

Patroclus zu rächen.“ Da also nach französischer Auslegung selbst Achilles ein Drüdeberger war, kann man nichts Böses darin erblicken, wenn auch mancher einfache französische Bürger sich dem Heeresruf zu entziehen sucht.

„Haustiere: grien.“ Mit der diesjährigen Volkszählung, die am 1. Dezember stattfindet, ist, wie bekannt, auch eine Kleinviehzählung verbunden, bei der die Haustiere gezählt werden. Bisher wurden bei uns die Viehzählungen immer gesondert von den Volkszählungen vorgenommen. Die letzte Viehzählung fand vor noch nicht langer Zeit statt. Es liegt aber natürlich im Interesse des Kriegszernährungsamtes und anderer Behörden, zu wissen, welche Veränderungen der Viehzählung erfahren hat. In dem verbündeten Österreich waren schon bei den letzten Volkszählungen immer die Viehzählungen mit jenen verbunden. Hauptsächlich bleiben unseren Zählern hierbei Mißverständnisse erspart von der Art der folgenden lustigen Verwechslung, die sich tatsächlich bei einer österreichischen Volkszählung in einem Dorfe Deutsch-Böhmens zugetragen hat. Ein Bewohner dieses Dorfes verstand die Rubrik „Haustiere“ auf dem Zählzettel ganz falsch, und er schrieb „grien“ hinein. Er hatte geglaubt, daß die Behörde ein besonderes Interesse daran habe, die Beschaffenheit seiner Haustüre zu erkunden, und da er eine hübsche grangestrichene Haustüre sein eigen nannte, gab er voller Stolz deren Farbe auf dem Zählzettel an.

Giovanni Bellini und Albrecht Dürer. (Zu Bellinis 400. Todestag, 29. November.) Über das persönliche Leben weniger italienischer Maler, deren Wirksamkeit für immer ruhmreich der Kunstgeschichte einverleibt ist, ist uns so wenig bekannt, wie über Giovanni Bellini, den berühmten Sproßling des venezianischen Malergeschlechtes, dessen zahlreiche Werke in den verschiedensten italienischen Museen und Galerien, in Berlin, London und in zahlreichen anderen Städten sowohl in Museen, wie in Privatbesitz bewahrt sind. Es ist merkwürdig, daß die Aufzeichnungen über die Person Bellinis eigentlich nur von seinem Tode völlig Genaueres zu berichten wissen. Am 29. November waren es 400 Jahre, seit der Historiograph der venezianischen Republik, Marin Sanuto, in seine Tagebücher die Enttarnung machte: „Es wurde bekannt, daß diesen Morgen Juane Belino gestorben sei, der vortreffliche Maler, im Alter von . . . Jahren, dessen Ruhm der ganzen Welt bekannt ist; trotz seines hohen Alters malte er ganz vortrefflich.“ Er ist in San Giovanni e Paolo in seiner Gruft beigesetzt worden, wo auch sein Bruder Gentil Belino, gleichfalls ein trefflicher Maler, begraben liegt.“ Dies waren die Worte, die uns den Heimgang Giovanni Bellinis überlieferten, des großen Vertreters der Quattrocentomalerei, des Schöpfers der berühmten Madonnenbilder in den Mailänder Galerien Tribulzio und Crespi, der im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum bewahrten Madonna, des Altarbildes der Madonna mit den Heiligen in Venedig usw. Einige der wenigen Aufzeichnungen über die Person Bellinis aber, die bis heute erhalten wurden, stammen von einem der größten Meister deutscher Malerei, nämlich von Albrecht Dürer. Als Dürer als fünfunddreißigjähriger zum zweiten Male Italien aufsuchte, lernte er Bellini kennen. Dürer hatte damals außerordentlich unter den Anfeindungen durch italienische Maler zu leiden, und seine Stellung in Venedig war so unsicher, daß seine Freunde sogar glaubten, ihn ernsthaft vor gemeinsamen Mahlzeiten mit venezianischen Künstlern warnen zu müssen. Nur Bellini empfing den deutschen Maler mit offenen Armen. Dürer schrieb hierüber selbst in einem Brief an Pirkheimer: „Über Giambellino, der hat mich vor vielen Collegen sehr gelobt. Er wollte gerne etwas von mir haben und ist selber zu mir gekommen und hat mich gebeten, ich solle ihm etwas machen, er wolle es gut bezahlen. Und die Leute sagen mir alle, was er für ein rechtschaffener Mann sei (weil es so ein frummer Man sei), daß ich ihm ebenso gemogen bin.“ Trohendem Dürer in Italien Gelegenheit hatte, eine Anzahl großartiger Meisterwerke zu bewundern, die aber besonders in Venedig so ganz anders waren als seine Art, gefielen ihm keines Meisters Kunstwerke so, wie die Giovanni Bellinis. Besonders das aus dem Jahre 1505 stammende große Altarbild Bellinis in S. Zaccaria, ein Hauptwerk des Meisters, hat Dürer nach seinem eigenen Bekenntnis mehr ergriffen als die gesamte übrige venezianische Malerei, die zu sehen er Gelegenheit hatte.